



ern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn
2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken,
übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Paps Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den Aposto-
lischen Segen erteilt. Für Wohlthäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten
von Brtzen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 7

Juli 1933.

XXXVI. Jahrgang.

Der Diener Gottes Daniel Comboni.

(Fortsetzung.)

23. Im Rufe der Heiligkeit. Verschiedene Ereignisse im Leben des Unsern legen den Gedanken nahe, daß ihm Gottes Güte zuweisen auch außerordentliche Gnadengaben zuteil werden ließ. Besonders scheint dies in Afrika der Fall gewesen zu sein, wo durch derartige Vorkommnisse den Heiden und Mohammedanern die Wahrheit des katholischen Glaubens wirkungsvoller zum Bewußtsein gebracht werden sollte. Es seien im Folgenden einige dieser Begebenheiten mitgeteilt, ohne jedoch ein Urteil über deren mehr als menschliche Glaubwürdigkeit zu fällen.

In der Umgebung von Berber hauste ein Löwe, der häufig in die Viehställe einbrach und manchmal auch wehrlose Menschen angriff. Unter der Bevölkerung herrschte deswegen eine begreifliche Unruhe und Aufregung. Als Comboni auf einer seiner Reisen in die Stadt kam, bat man ihn, die Einwohnererschaft von dieser Plage zu befreien. Der Diener Gottes ermahnte die Leute zum Vertrauen auf Gott, den Allmächtigen, und versprach ihnen, daß der Löwe sie nicht mehr heimsuchen werde. In der Tat wurde das gefürchtete Raubtier seit jener Zeit nicht mehr gesehen. Die Befreiung von dieser Gefahr schrieb man dem wirksamen Gebete des Missionärs zu.

Auf einer der Reisen durch die Wüste ging das in Häuten und Schläuchen mitgeführte Wasser zu Ende. Ein glühender Durst quälte die Karawane. Die Gefährten wandten sich an Comboni, der damals noch nicht Bischof war, und ersuchten ihn, sie doch nicht in der Wüste verschmachten zu lassen. Voll Gottvertrauen ergriff der Diener Gottes seinen Stock und stieß eine kleine Öffnung in den Sand, aus dem sogleich eine Wasserquelle hervorbrach.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich zu Delen im Jahre 1881. Infolge einer übergroßen Dürre waren alle Quellen der Umgebung versiegt. Auch der Missionsbrunnen spendete kein Wasser mehr. Man sah sich gezwungen, das kostbare Raß von weither zu holen. Die Schwestern klagten die Not dem Bischof. Dieser gab der Negerin, die den Schwestern in der Küche half, den Auftrag, einen Krug zu nehmen und im nahen Bache, der aber schon längst ausgetrocknet war, Wasser zu schöpfen. Die Negerin gehorchte, ging zum Bachbett und grub dort eine kleine Vertiefung. Als bald sprudelte Wasser hervor, wogegen der nahe, tiefe Missionsbrunnen wasserleer blieb. Ein Vorkommnis, das man sich nicht zu erklären vermochte.

Der sehr ausgedehnte Missionsgarten in Abartum lieferte so viel Gemüse und Früchte, daß man nicht alles für den eige-

nen Bedarf nötig hatte, sondern einen Teil davon auf dem Markte verkaufen konnte. Über 500 Dattelpalmen, viele Orangen- und Zitronenbäume brachten eine reiche Ernte. Der Erlös aus den verkauften Datteln betrug jährlich 500 Taler. Diese Fruchtbarkeit war die Folge der planmäßigen und reichlichen Bewässerung. Um das Wasser aus dem Nil in den Garten zu leiten, bediente man sich einer jener Bewässerungsmaschinen aus Holz, Sakije genannt, wie man sie an beiden Ufern des Stromes zu Tausenden trifft. Sie bestehen im wesentlichen aus zwei großen Rädern, von denen das waagrecht laufende von Zugtieren in Bewegung gesetzt wird. An dem senkrecht stehenden sind mittels starker Stricke eine Anzahl von Tonkrügen befestigt, die nacheinander das Wasser aus dem Flusse schöpfen und in den Verbindungs kanal ausgießen. Steht die Sakije auch nur für wenige Tage still, so sind unter den sengenden Sonnenstrahlen alle Pflanzen verdorrt, ausgenommen die Palmen.

Eines Tages ereignete es sich nun, daß infolge eines Tropengewitters die Stützungsmauer der Sakije zusammenbrach und diese samt dem Erdreich in den Brunnen stürzte. Somit konnte die Bewässerung des Gartens nicht mehr bewerkstelligt werden. Es hätte einen Monat Zeit und Arbeit gekostet, um den Schacht zu säubern, den Schutt zu entfernen und die Anlage wieder herzustellen. Inzwischen wäre der Garten zur Wüste geworden. Man rief einen Handwerker, um unter dessen Leitung die Ausbesserungsarbeiten zu beginnen. Doch Comboni sagte zu ihm, er könne am folgenden Tage wieder heimgehen. Während der Nacht stieg der Nil unerwartet um etwa zwei Meter und schwemmte die Erdmassen aus dem Schacht. Bei Anbruch des Tages war der Fluß wieder auf seine normale Höhe zurückgesunken. Ohne allzu große Mühe konnte die Sakije nun gehoben und neu aufgestellt werden. Die Verwunderung über dieses ungewöhnliche Vorkommnis war allgemein und man erblickte in ihm einen Beweis für das wirkungsvolle Gebet des begnadeten Bischofs.

Nach Erbauung des Schwesternhauses in Ahartum ließ es Comboni mit einer Mauer umgeben, die an der Sakije vorbeilief, so

daß an dieser Stelle der Uferweg eine Verschmälerung erfuhr. Der Generalstatthalter verlangte, daß die Mauer zurückgesetzt werde. Comboni erwiderte kein Wort und ging. Und siehe, am folgenden Morgen stand die Mauer genau an der Stelle, wo der Statthalter sie haben wollte. Erstaunt fragte er die Leute, wie denn über Nacht eine solche Veränderung habe eintreten können. Die Befragten gaben zur Antwort: „Das geschah, weil Gott seinen Diener so sehr liebt.“

Der eiservolle Missionär besaß auch die Gabe der Krankenheilung. Die Erinnerung daran ist noch heute im Sudan lebendig. Ein Zeuge berichtet: „Die Frau eines Regierungsbeamten hatte sich bei einem Sturz von ihrem Reitesel den Arm gebrochen. Sie kam zu Comboni. In meiner und anderer Gegenwart erteilte er ihr den Segen. Im gleichen Augenblick war der Arm wieder eingerichtet und hergestellt, ohne Zuhilfenahme der ärztlichen Kunst oder eines medizinischen Mittels. Wir alle gewannen die Überzeugung, daß Comboni wirklich ein Gottesmann sei.“

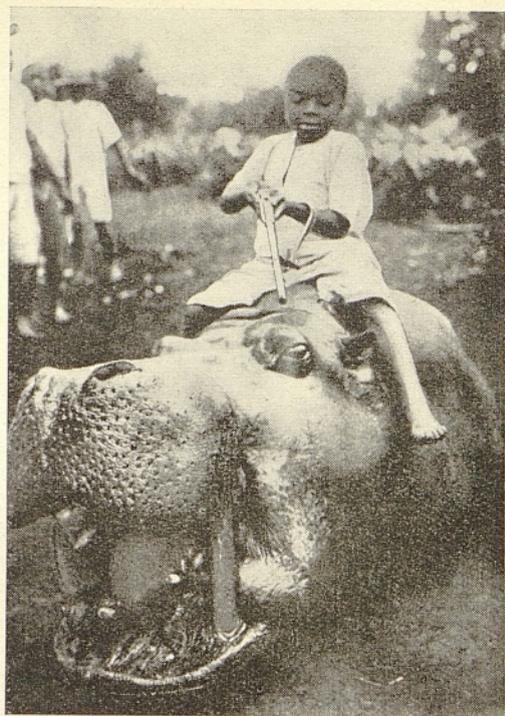
„Ein mohammedanisches Mädchen“, erzählt ein anderer Zeuge, „litt an der Fallsucht. Das ungebildete Volk im Sudan betrachtet Epileptiker als Besessene. Eines Tages kam die betrübt Mutter des Mädchens zu Comboni und klagte: ‚Meine Tochter hat einen bösen Geist in sich; ich habe schon viele Ärzte zu Rate gezogen, aber keiner vermochte zu helfen. Habe doch Barmherzigkeit mit ihr und heile sie!‘ Comboni legte dem Mädchen eine Medaille um den Hals und sagte: ‚Geh! Das Übel wird nicht mehr über dich kommen.‘ Und wirklich war die Krankheit völlig verschwunden. Nach etwa einem Monat erschien die Mutter wieder in der Mission, um dem Diener Gottes ihren heißen Dank auszusprechen.“

Nach Ausfagen von Zeugen heilte Comboni viele Krankheiten durch Erteilung des Segens, weshalb man seinem Segen eine besondere übernatürliche Kraft zuschrieb.

Das unbegrenzte Vertrauen, das der Unsrige in zeitlichen Angelegenheiten und geldlichen Sorgen auf den hl. Josef setzte, beleuchtet folgende Begebenheit. Während er sich nach seiner Bischofsweihe im Institut zu Verona aufhielt, kam ein Gläubiger und

verlangte das ausgeliehene Geld zurück. Comboni gab gute Worte und bat um Geduld. Schließlich einigte man sich dahin, daß der Mann noch wenigstens einen Tag warten solle. Hierauf eilte der Bischof in sein Zimmer und flehte in kindlicher Einfalt zum hl. Josef, dessen Statue auf seinem Schreibtische stand: „Hl. Josef, wenn du mir nicht hilfst, drehe ich die Statue zur Wand und bete nicht mehr zu dir. Triff also Vorkehrung!“ Und Sankt Josef tat es. Bald danach kam ein Herr in das Institut und verlangte den Bischof zu sprechen. Er sagte: „Erzellenz, fragen Sie mich nicht, wer ich bin, noch wer mich geschickt hat. Ich habe nur den Auftrag, Ihnen diesen Brief zu übergeben.“ Dann küßte er den Bischofsring und entfernte sich. Comboni öffnete den Briefumschlag und fand darin einige Tausend-Livre-Banknoten. Sogleich ließ er den hartherzigen Gläubiger rufen, zählte ihm das Geld vor und bemerkte: „Hier haben Sie Ihr Darlehen zurück. Gehen Sie in Frieden!“ Der erbarmungslose Mann sah den Bischof an und fragte: „Wie ist das möglich? Vor einer Stunde hatten Sie keinen Pfennig und jetzt zahlen Sie mir die ganze Schuld auf einmal.“ — „So ist es in der Tat“, erwiderte Comboni, „erst hatte ich gar nichts und jetzt kann ich alles begleichen. Der hl. Josef läßt mich nie im Stiche.“ — „Das ist ja ein wahres Wunder“, rief der Mann. „Sicherlich“, bestätigte der Bischof. „D, da will auch ich etwas für die Missionen tun“, schloß der Gläubiger und überreichte dem Bischof eine große Spende. Mit Recht durfte Comboni behaupten: „Der hl. Josef, mein Verwalter, hat mir noch nie eine zeitliche Gunst verweigert.“ Deshalb suchte er sein Vertrauen auf den liebevollen Nährvater Christi auch andern einzulößen.

Schwester Katharina, die damalige Oberin der Franziskanerinnen in Ägypten, hatte eines Tages keine Lebensmittel mehr für ihre Waisenkinder. Sie ging zu Comboni und erhielt den Rat, die Angelegenheit in die Hände des hl. Josef zu legen. „Drohen Sie ihm nur“, bemerkte der Diener Gottes, „daß Sie ihn mit dem Gesichte gegen die Wand stellen werden, wenn er nicht hilft.“ Die gute Schwester befolgte den Rat und rief inständig den hl. Josef an. Gerade als es mittags zum Engel des Herrn läutete,



Junger Bursche vom Kongo reitet ein riesiges Flußpferd. — Missionäre des Vikariates Kivu haben einen jungen Burschen ihrer Mission auf dem Rücken eines riesigen Flußpferdes aufgenommen, das in ihrem Abschnitt gefangen wurde. — Die Entstehung und Verbreitung der Kirche in dieser Gegend ist höchst merkwürdig. Im Jahre 1900 kam eine kleine Gruppe Weißer Väter von Nyassa hierher. Sie durften die Stadt des eingeborenen Königs nicht betreten und sich nur an einem Ort ansiedeln, der als Räuberschlupfwinkel diente. 32 Jahre später nach Verfolgungen und Schwierigkeiten aller Art zählten die Katholiken bereits 102.000 Seelen und es bestanden dort drei Vikariate, von denen Kivu eines ist. (Fides.)

schellte es an der Haustüre. Die Pförtnerin öffnete und erblickte vor sich einen Karren, der mit Lebensmitteln beladen war. Daneben stand ein alter Mann, der einen Brief an die Oberin überreichte. Die Pförtnerin eilte zur Oberin, um ihr das Schreiben zu übergeben. Bei ihrer Rückkehr zur Türe war der Mann verschwunden, aber die Lebensmittel lagen an der Schwelle.

Im Jahre 1863 reiste Comboni nach Dresden, um im Auftrage Pius' IX. einen Knaben, dessen Mutter zur katholischen Kirche übergetreten war, aus den Händen

der protestantischen Verwandten zu befreien, was ihm auch nach mühevollen Verhandlungen glückte. Hierauf wollte er sich zum Bahnhof begeben, um abzuweisen. Da näherte sich ihm ein Unbekannter und sagte: „Gehen Sie in dieser Straße nicht weiter; denn man hat einen Anschlag auf Ihr Leben vorbereitet.“ Comboni befolgte die Mahnung und kehrt um, in der Überzeugung, daß es der hll. Josef gewesen sei, der ihn gewarnt habe; denn unter seinem Schutz hatte er die Reise gestellt.

Zuweilen war dem Diener Gottes auch ein Blick in die Zukunft vergönnt. Eines Tages stellte sich ihm ein Mädchen vor und bat, in die Schwesterngenossenschaft der „Frommen Mütter des Negerlandes“ aufgenommen zu werden. Comboni gab zur Antwort: „Du wirst keine Schwester werden, aber meine Tochter.“ Die Vorhersage ging in Erfüllung. Die Kandidatin änderte ihren Sinn und erwählte den Ehestand. Von ihren Kindern aber schloß sich eine Tochter der Schwesternschaft an und blieb dem Ordensberufe treu.

Vor der Gründer im November 1880 von Verona nach Afrika zurückkehrte, ging er auch in das Schwesterninstitut, um Abschied zu nehmen. Dabei wechselte er mit allen einige Worte, auch mit der jüngsten Kandidatin, die sich erst zwei Monate im Hause befand. Als hierauf die Kandidatinnen das Zimmer verlassen hatten, sagte er zu den Professschwestern: „Die zuletzt eingetretene Kandidatin wird die rechte Hand der Oberin und eines Tages selbst Generaloberin werden.“ Nach der Ankunft in Afrika wiederholte er den dortigen Schwestern seine Aussage. Tatsächlich wurde die damals etwa 20jährige Kandidatin mit Namen Costanza Calbara später die Vikarin der Mutter Bollezolli und folgte ihr 1901 als Generaloberin der Genossenschaft. Ihre Amtszeit war schon insofern von Wichtigkeit, weil sie bis zum 20. Juli 1931, also volle 30 Jahre, währte.

Bemerkenswert sind auch die Worte des Stifters, die er kurz vor seinem Tode zu den Umstehenden sprach: „Fürchtet euch nicht! Ich sterbe, aber mein Werk wird nicht sterben.“ Trotz der furchtbaren Katastrophe, die bald nach seinem Tode hereinbrach, ist

seine Schöpfung nicht untergegangen, sondern stetig, wenn auch langsam, erstarkt und gemachsen.

Auf der letzten Nuba-Reise, die er unternahm, ging ein Sturzregen nieder, der alle Vertiefungen längs der Straße mit Wasser füllte. Der Katechist Josef wollte die Gelegenheit benützen, um ein Bad zu nehmen. Obgleich der Bischof hievon dringend abriet, blieb Josef doch hinter der Karawane zurück, badete und schloß sich den Gefährten wieder an. Auf seine Bemerkung, daß er sich nun bedeutend wohler fühle, erwiderte Comboni in ernstem Tone: „Du hast deinen Willen getan und das Bad genommen; aber es wird dich das Leben kosten.“ Nicht lange danach fand man, daß der Katechist zahlreiche Malariawürmer an seinem Körper hatte, die ihm wirklich den Tod brachten.

Wenn es vorkam, daß der Ansrige in einer Angelegenheit, die das Interesse der Mission oder der Neger, besonders der Sklaven, betraf, das gesuchte Recht nicht erhielt, so drohte er auch mit den Strafen des Himmels, indem er sagte: „Handelt nur so, aber Gott wird euch strafen.“ Des öfteren ereigneten sich dann Vorfälle, die die Meinung erweckten, der Missionsvorstand verfüge über höhere Kräfte. Man hielt ihn für einen Heiligen. Viele verschafften sich Gegenstände, die er benützt hatte, und erwiefen diesen religiöse Verehrung. Während eines furchtbaren Seesturmes auf dem Mittelmeer im Jahre 1877 trösteten sich seine Mitreisenden mit dem Gedanken: „Können wir Schiffbruch leiden, da wir doch den Bischof bei uns haben?“

Nicht bloß die Katholiken, sondern auch die getrennten orientalischen Christen hatten die größte Hochachtung vor ihm. Bei seinem Einzug als Bischof hieß es in Rhartum: „Ein Heiliger kommt.“ Der Vorsteher der koptischen Gemeinde dajelbst entwirft von ihm folgendes Bild: „Er führte ein Leben der Unschuld, der Andacht und der Friedensliebe. In seinen Reden offenbarte sich seine Wahrheitsliebe. Sein feuriges Wort lenkte die Seelen und ließ sie der Eingebung des Heiligen Geistes Folge leisten. Er war ganz ergriffen von dem Gedanken an die Ewigkeit. Gleich den Einsiedlern betete er einen großen Teil des Tages und der Nacht. Man verehrte ihn wie einen Heiligen des Himmels.“

Sogar die Mohammedaner, die Erbfeinde des Kreuzes, blickten bewundernd zu Comboni auf. Der Generalstatthalter Rauf Pascha schrieb an ihn im Mai 1881: „Mit großer Freude habe ich von Ihrer glücklichen Ankunft in Kordofan Nachricht erhalten und auch vernommen, daß Ihre Anwesenheit in der Provinz gute Früchte gezeitigt hat. Man sagt mir, daß das Land unter großer Trockenheit litt. Ich zweifle nicht, daß es Ihren Gebeten zugeeignet werden muß, wenn nun der Himmel den wohlthätigen Regen ge-

sandt hat . . .“ Die Mohammedaner hegten die Überzeugung, daß auch unter ihnen kein besserer Mensch zu finden sei als Daniel Comboni. Ein Zeuge meinte: „Er war gut wie der Prophet (Mohammed)“, und ein anderer erklärte: „Er handelte wie der Prophet Jesus.“ Bekanntlich sehen die Anhänger des Islam im Heiland nicht

den menschgewordenen Gottessohn, sondern nur einen großen Propheten. Daher die eigenartige Ausdrucksweise dieses mohammedanischen Zeugen. Sicherlich beweist Combonis ganzes Leben, daß er des Apostels Gebot: „Ziehet an den Herrn Jesus Christus“ in die Tat umgesetzt hat. (Schluß folgt.)

Meine Missionswanderungen.

(2. Fortsetzung.)

Von P. Josef Musar.

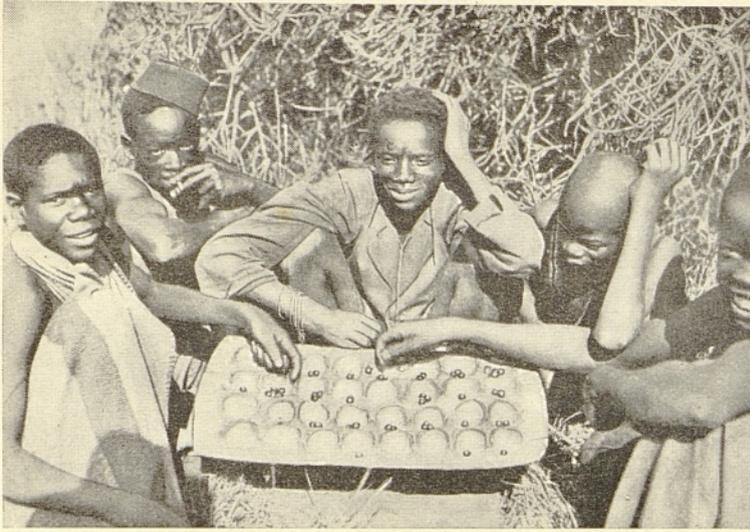
Standerton-Bal. Meine verschiedenen Reisen suchte ich immer so einzurichten, daß ich mich an Sonntagen dort aufhielt, wo eine größere Anzahl von Katholiken vorhanden ist, während ich an Wochentagen kleinere Ortschaften und weiter von der Bahn gelegene Farmen besuchte. Wie ich daher in Volkstrust stets an einem Sonntag war, so auch in Standerton, dem nächsten Ziel meiner Reise. Es ist rund 15 Kilometer von Kromdraai entfernt. Die Einwohnerzahl der Weißen beträgt 2400, außerdem leben in Location gegen 1600 Schwarze. Es liegt am Flusse Baal, welcher die Grenze zwischen Transvaal und dem Oranje-Freistaat bildet. Auf der einen Seite erhebt sich ein ziemlich großer Hügel, während auf der anderen Seite das Terrain mehr flach ist. Die ganze Umgebung hat etwas Freundliches und Anziehendes an sich. Die Stadt liegt 5200 Fuß über dem Meerespiegel. Im Sommer wird es ziem-

lich heiß, wogegen es im Winter eine der kältesten Städte des Hochlandes ist.

Auch hier finden wir verschiedene Konfessionen. Die Kalviner (Buren) haben gar drei Kirchen. Dann finden wir dort eine englische Hochkirche, ferner eine wesleyanische, eine sogenannte apostolische und in letzter Zeit auch eine Adventistenkirche. Die Juden haben eine neue Synagoge gebaut. Die Katholiken besitzen zwar ein Grundstück, aber es ist noch keine Kirche darauf. Sie suchen Geld zusammenzubringen, um eine Kirche zu bauen, doch ihre Anzahl ist verhältnismäßig klein. Allein wir werden dort in nicht ferner Zeit eine Station eröffnen müssen, um sowohl unter den Schwarzen missionieren als auch für die weißen Katholiken besser sorgen zu können. In früherer Zeit besaß sich dort ein Militärlager, und ein Feldgeistlicher sorgte auch für die wenigen Katholiken der Stadt, aber für die Eingeborenen wurde nie etwas getan.

Schulbesuch in Südafrika. — 80 Prozent der Negerinder Südafrikas bleiben im schulpflichtigen Alter der Schule fern. Regierung und Missionäre befassen sich mit diesem ernststen Problem. Die letzteren vor allem nach Maßgabe ihrer Mittel. Denn es ist klar, daß die Frage zugleich auch eine finanzielle ist. Unser Bild zeigt eine der Schulen, die von den Dominikanerinnen in der Matapan-Reserve in Transvaal geleitet werden. (Fides.)





Afrikanisches Brettspiel. — „Wie es gespielt wird, vermag ich nicht zu sagen, aber alle Ortsbewohner, Männer, Frauen und Kinder, kennen es“, schreibt uns der Missionär, einer der Weißen Väter aus Urundi in Belgisch-Kongo. Vielleicht könnte man es als Afrikanisches Brettspiel bezeichnen. Der Reisende stößt überall auf diesen so beliebten Zeitvertreib. (Fides.)

Die Stadt erhielt ihren Namen von einem gewissen Stander, der eine große Farm besaß. Allmählich verkaufte er die ganze Farm als Bauplätze und starb schließlich ganz verarmt, weil er zuviel dem König Alkohol huldigte. In Standerton wohnte und zelebrierte ich bei einem ausgezeichneten Katholiken, der bei der Post angestellt ist. Leider wurde er später an einen anderen Ort versetzt, und so habe ich wieder eine andere Stelle zum Gottesdienst-abhalten suchen müssen. Ähnliches geschah mir oft, weil es eben wenige Familien gibt, die ständig bleiben. Es traf sich einmal, daß ich einen weiten Weg zurücklegte, um einen Katholiken zu besuchen. Als ich aber hinkam, da hieß es, er sei weggezogen. Es seien einige Lokale erwähnt, wo ich schon heilige Messen gelesen habe: im Speisesaal eines Hotels und im gewöhnlichen Zimmer, im Schlafraum bei einer Schwerkranken, in der Küche, in einem Barbierladen, in einer Kinohalle, unter einem Zelte, in einer Strafanstalt, in elenden Negerhütten, einmal sogar in einer Freimaurerhalle, was ich freilich erst erfuhr, nachdem alles fertig war. Ob sich der Leibhaftige geärgert hat, weiß ich nicht; gesagt hat er mir nichts davon.

Es kamen fast alle Katholiken zum Gottesdienst. Auch Konvertiten hatte ich da. Der Sakramentenempfang war befriedigend, denn es haben von 38 Katholiken doch 30 sich dem Tische des Herrn genahet. Auch für den Unterricht der

Kinder war einigermaßen gesorgt. Der oben erwähnte Katholik, bei dem ich wohnte, versammelte an Sonntagen die katholischen Kinder und gab ihnen Katechismusunterricht. Nachdem er aber weggezogen, besorgte dies ein Mädchen aus einer gut katholischen Familie. Selbstverständlich mußte ich auch da so viel wie möglich die einzelnen Familien aufsuchen. Dabei kam ich mit allerlei Leuten in Berührung und habe manchmal ganz unterhaltliche Stücklein erlebt. So besuchte ich einmal gerade in Standerton eine Familie, welche protestantisch war. Nur eine erwachsene Tochter ist nach vielen Schwierigkeiten katholisch geworden. Es war an einem Sonntag-Nachmittag. Die guten Leute saßen gerade bei Tisch und spielten Karten. Als sie mich kommen sahen, da versteckten sie schnell die Karten und einer von ihnen öffnete mir mit der einen Hand die Tür, während er mit der andern die Karten hinter seinem Rücken versteckt hielt. Ich merkte gleich, was los war, und fragte ihn, was er in der Hand habe. Da ging ein Hallo los und alle lachten herzlich dazu. Doch konnte man ihnen eine gewisse Verlegenheit anmerken. Sie fragten mich, ob es an einem Sonntag erlaubt sei, Karten zu spielen. Als ich ihnen erklärte, daß sie es zur Unterhaltung ganz gut tun können, nur dürften sie nicht schwindeln und streiten, da war die Verlegenheit bald verschwunden. Sie sagten mir, daß der protestantische Pastor fürchterlich geschimpft haben würde, wenn er es gesehen hätte.

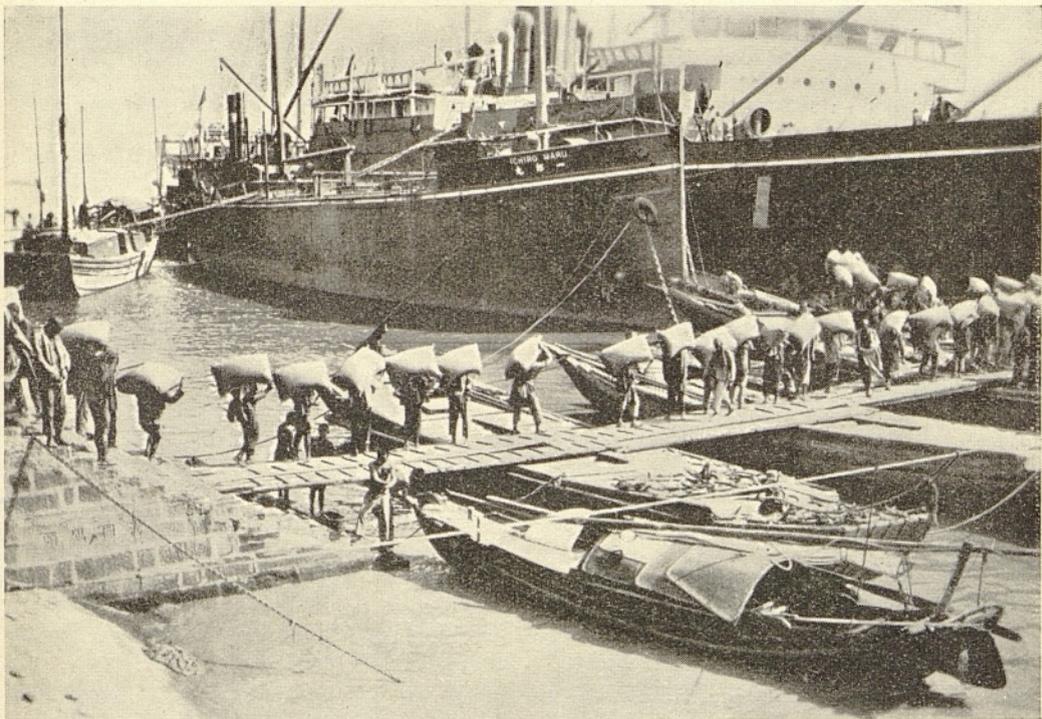
Zwanzig Kilometer von Standerton entfernt liegt eine Farm, auf der eine zahlreiche Familie wohnt. Der Vater ist ein Deutscher, die Mutter eine Schweizerin, die Kinder aber sprechen nur buriisch. Dort mußte ich mich gewöhnlich einige Tage aufhalten, wollte ich die Kinder einigermaßen für die heilige Beichte und erste heilige Kommunion vorbereiten. Vormittags waren die Kinder immer in der Schule und so mußte ich

warten, bis sie heimkamen, um sie unterrichten zu können. Die heilige Messe las ich jeden Morgen in der Stube, während die kleineren Kinder in der Küche nebenan einen fürchterlichen Lärm vollführten. Der Vater wies sie immer wieder zurecht, aber was kann man von zwei- und dreijährigen Kindern viel Ruhe verlangen? Daß man bei solcher Gelegenheit nicht viel Andacht verspürt, ist begreiflich. Die schulpflichtigen Kinder besuchen eine acht Kilometer entfernte Regierungsschule, wo sie von Religion selbstverständlich nicht viel lernen. Daß aber so ein Familienvater seine Kinder in ein katholisches Internat schickt, dazu reicht sein Einkommen nicht aus. Denn für sechs oder sieben Kinder müßte er jährlich fast 6000 Mark zahlen. Die Konventschulen können aber auch nicht immer Ermäßigungen gewähren, da sie stets mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Von dieser Farm ging ich nach Standerton zurück, von wo ich dann mit der Bahn nach Bal fuhr. An dieser Strecke liegt auch Holmdene. Da

aber die zwei Katholiken, die dort wohnen, nach Standerton zum Gottesdienst kommen, so fuhr ich gleich weiter, ohne mich aufzuhalten. Bal ist eine ganz kleine Ortschaft. Es hat den Namen von dem gleichnamigen Fluß, der in der Nähe vorbeifließt, es ist aber nicht derselbe Waal, welcher durch Standerton seinen Lauf nimmt. Es ist überhaupt in Südafrika sehr auffallend, daß die Namen der Flüsse, Ortschaften usw. sich recht oft wiederholen.

In Bal ist nur eine katholische Familie. Sie wohnt sieben Kilometer vom Bahnhof entfernt. Der Mann, ein Irländer, kam mit einem Wägelchen, um mich abzuholen. Es war ein alter Karren, auf dem ich saß, und er wackelte und klapperte so verdächtig, daß ich immer wieder mit Besorgnis auf die Räder schaute, in der Furcht, es könnte das ganze Gefährt zusammenbrechen. Unterwegs erzählte mir der Mann, daß er bereits zehn Jahre auf der Farm sei, aber immer Unglück gehabt habe. Mangel an Regen, dann wieder Hagel, Krankheit unter seinen Schafen haben ihn praktisch zugrunde gerichtet.



Frachtschiff in Hankow. — 300 verschiedene Ausfuhrartikel verlassen die Häfen Chinas. Man sollte meinen, ein Land, das von den jährlichen 100 Millionen Tonnen Reis des Weltmarktes allein 35 Millionen produziert, müßte eine gewaltige Ausfuhr auf diesem Gebiete zu verzeichnen haben. In Wirklichkeit muß China enorme Mengen Reis einführen, um seine Millionen ernähren zu können. Unter normalen Umständen wären wohl manche Provinzen imstande, die eigenen Bedürfnisse zu decken und den Überschuß auszuführen. Treten aber wie jetzt in Schemi Trockenheit, Hagel, Heuschrecken, Seuchen und Überschwemmung auf, so muß die Hilfe von außen kommen. Missionäre schätzen die Zahl der Unterstützungsbedürftigen in Schemi allein auf 3,545.000 Personen. (Fides.)



Die Vinzenzschwestern haben zwei Waisenhäuser in Ningpo-China, das eine für Mädchen in der inneren Stadt und das andere für Knaben in einer der Vorstädte. Die Kinder beider Institute werden in allen möglichen Kunstfertigkeiten und Handwerken ausgebildet, um später im Leben ein Fortkommen zu haben. Daneben dienen diese Institute auch dazu, daß die jungen Leute heiratsfähigen Alters sich für die Ehe kennenlernen. (Fides.)

Nach dreiviertelstündiger Fahrt langten wir glücklich an. Es ist ein nettes Häuschen, von einem Garten und einer grünen Hecke umgeben. Am darauffolgenden Morgen las ich im Speisesaal die heilige Messe, während welcher Mann

und Frau die heilige Kommunion empfangen. Nachdem ich meines Amtes gewaltet, kehrte ich wieder nach Lydenburg zurück, um nach wenigen Tagen wieder andere Gegenden aufzusuchen. (Fortsetzung folgt.)

Die Bapedi.

Von Br. August Gagol.

(Fortsetzung.)

Um das Jahr 1840 zogen die ersten weißen Siedler in Transvaal ein. Es waren die „Trekboeren“, die Nachkommen der holländischen Siedler des Kaplandes. Buren und Briten hatten sich schlecht verstanden. Nachdem die Buren 40 Jahre lang die britische Herrschaft im Kapland ertragen, wanderten viele Burenfamilien mit Kind und Kegel nach Nordosten aus, um weiter im Innern des Landes eine neue Heimat zu finden, bezahlet von der verhaszten britischen Flagg. Unter unsäglichen Mühen drangen sie in noch unbekannte Landstriche vor. Zu ihrem „Trek“ bedienten sie sich schwerer Brückenwagen, die, mit 7 bis 10 Ochsenpaaren bespannt, sie über Stock und Stein, durch dick und dünn, über Felsplatten und durch strudelnde Flußbetten, über dichtes Grasland, durch schwammige Moräste und durch dornige Buschwälder brachten. Die Wagen waren mit einem Zelttuch von Halbtonnenform überspannt, unter dem die Kinder und weib-

lichen Personen sich meistens aufhielten, während die Männer die lange Wagenlinie zu Pferde begleiteten, die Büchse schußbereit im Arme.

Die in die Wohnsitze der Bapedi Einwandernden fanden keinen Widerstand von seiten dieser Eingeborenen; ihr Erscheinen gab im Gegenteil den Ereignissen eine Wendung zum Bessern, denn die Bapedi fühlten sich nun sicherer vor Überfällen von außen und konnten wieder friedlich nach ihrer Stammessitte leben.

Sekwati war ein mißtrauischer Herr. Selten nur besuchte er benachbarte Häuptlinge. Wenn er es aber tat, trat er mit großem Gepränge und gleich großer Vorsicht auf. So pflegte er seinen Besuch nicht vorher anzukündigen, sondern schickte erst Boten an sein Ziel ab, wenn er bis auf wenige Meilen Entfernung angekommen war, die den betreffenden Häuptling von seinem bevorstehenden Besuch zu unterrichten hatten. Lange zuvor aber hatte er Späher ausgesandt, die seinen künftigen Gastgeber

ausforschen mußten, ob sein Besuch ihm angenehm sei oder nicht. Wenn ihm seine Rundschafter den geringsten Verdacht von Feindseligkeit in dem zu besuchenden Kraal beigebracht hatten, so blieb Sekwati auf keinen Fall dort über Nacht.

Sekwati starb im Jahre 1861. Das Begräbniß des Fürsten wird vom Stamme stets als ein sehr feierliches Ereigniß angesehen. Zunächst wird ein schwarzer Ochse vom königlichen Kraal sorgfältig geschlachtet, nämlich so, daß das Zerschneiden des Felles vermieden wird, das man vom Körper des Tieres abzieht, wie man eine Schlangenhaut ablöst, so daß das Fell eine Art Sack bildet. In diesen Fellsack wird die Leiche geschoben, der ihr somit als Sarg dient. Ein gut gegebtes Ochsenfell wird unter den Kopf der Leiche gesteckt; daneben werden die Schmuckgegenstände gelegt, die der Verstorbene zu tragen pflegte. Eine Decke von Schakalfellen hüllt den Fellsack mit seinem Inhalt ein, und das Ganze wird dann noch in Decken eingenäht.

Hierauf wird im Kraal das Grab ausgehoben. Der Erbe der Königswürde hat den ersten Stich zu tun. In der Leiche Sekwati's standen seine zwei Söhne, Sekutuni und Mampuru, die um die Haue raufsten, da beide Ansprüche auf die Königswürde erhoben. Mampuru mußte die Flucht ergreifen, da die Anhänger seines Bruders weit zahlreicher waren. Sekutuni aber wurde als Herrscher der Bapedi anerkannt.

Die weißen Siedler des Transvaal, im ganzen etwa 1500 an der Zahl, hatten sich die besten Plätze zu ihren Niederlassungen ausgesucht und vier Republiken mit den Sitzen zu Potchefstroom, Zoutpansberg, Lydenburg und Utrecht gebildet. Sie betrachteten sich als die Herren und Besitzer des Landes und erhoben von den schwarzen Eingeborenen eine Arbeitssteuer, erlaubten aber jedem Stamme, sich vom eigenen Häuptling nach eigener Sitte regieren zu lassen, soweit sie, die herrschende Rasse, dadurch nicht beeinträchtigt wurden.

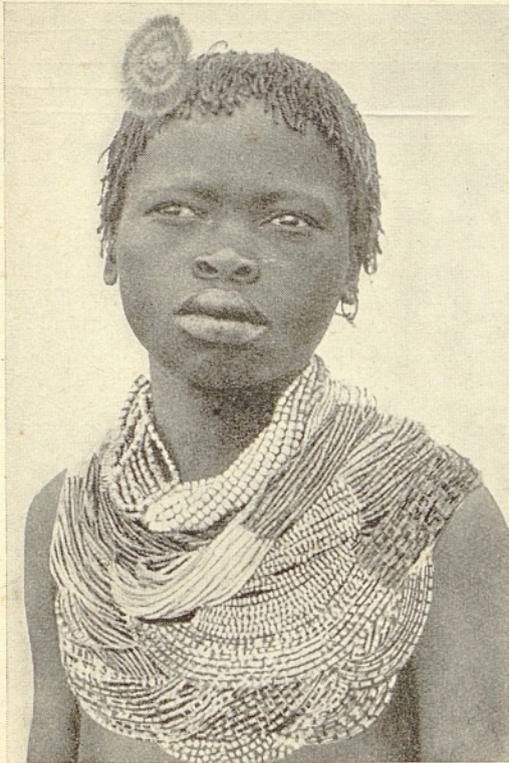
Mit der Zeit begannen die Stämme die Herrschaft der Weißen beschwerlich zu empfinden und nach Unabhängigkeit zu streben. Zeichen von Uneinigkeit unter den Buren selbst mochten sie in ihren Bestrebungen bestärken.

1860 wurden die vier Republiken in eine einzige verschmolzen mit dem Regierungsmittelpunkt zu Potchefstroom. Martin Wessel Pretorius war der erste Staatspräsident des Transvaal; 1864 wurde Paul Krüger Generalkommandant, das ist Oberbefehlshaber über die Bürgenwehr.

Der Baramapulana-Stamm, der seine Wohnsitze im gebirgigen Landstrich im Norden der Republik hatte, empörte sich. Mehr als drei Jahre lang war die Regierung vergeblich bemüht, die Rebellen zu unterwerfen. In der Staatskasse befand sich kein Geld, so daß zeitweilig keine Möglichkeit bestand, den Schießbedarf von der Küste ins Innere zu befördern. Die Bürger des Südens weigerten sich, am Kriege teilzunehmen. Schließlich gaben die Baramapulana, deren Handelsbeziehungen durch den Krieg unterbunden waren, selbst nach und schlossen 1868 Frieden mit der Regierung, die



Sekutuni II., der jetzige Großhäuptling der Bapedi.



Bepi-Mädchen.

sie anerkannten und der sie Abgaben zu zahlen sich bereit erklärten.

Raum war der Krieg mit den Baramapulana beendet, so gab es Schwierigkeiten mit den Barolong und anderen Stämmen im Westen, die Unabhängigkeit und die Zuweisung weiter Landstriche für sich forderten. Die bald darauf erfolgende Einverleibung des diamantenreichen Gebietes um Kimberley, West-Griffithland genannt, in das britische Kapland befriedigte die Ansprüche der erwähnten Stämme, machte aber das Verbleiben des Pretorius auf dem

Präsidentenposten unmöglich. Sein Nachfolger war Thomas Franz Burgers, ein gewesener Prediger der kalvinistischen Kirche.

Inzwischen hatte Sekukuni, dem sein Bruder Mampuru die Fürstenwürde über die Bapedi zu entreißen gesucht, mit starker Hand alle von diesem angezettelten Aufstände unterdrückt. Ein weiterer vollständiger Sieg über eine eingebrochene Swazi-Armee hatte sein Ansehen beim Volke aufs höchste gesteigert. Seine Erfolge verführten ihn, seiner Abneigung gegen die Weißen die Zügel schießen zu lassen. Er kümmerte sich nicht um die Regierung der Buren, leistete keine Abgaben und schaltete und waltete nach altem Stammesbrauche, wobei nicht wenig Menschenblut floß. Denn von Stammes wegen war des Königs Macht unbeschränkt; er war ein Willkürherrscher über Leben und Tod, der „kein Unrecht begehen konnte“. Seine grausamen Reigungen wurden listigerweise von seinen Zauberern ausgenützt, die mißliebige Personen als „Hexen“ auswitterten und sie dem Tode überlieferten.

Die Transvaal-Regierung konnte und wollte die unabhängige Haltung Sekukunis nicht dulden. Präsident Burgers rief ein großes Truppenkommando auf, um die Bapedi zu züchtigen. Die strenggläubigen Bürger versammelten sich widerwillig, denn der glaubenslose Präsident wollte den Strafzug in eigener Person befehligen, was sie als ein schlimmes Vorzeichen ansahen.

Nach einem Anfangserfolg griffen die buriichen Streitkräfte am 20. August 1876 den Hauptort Sekukunis an. Obwohl sie durch Amafwazi, die Erbfeinde der Bapedi, verstärkt waren und Feldgeschütze mit sich führten, gelang es ihnen nicht, den König aus seiner Bergfeste zu vertreiben. Sie wurden vielmehr geschlagen und mußten sich fluchtartig zurückziehen.

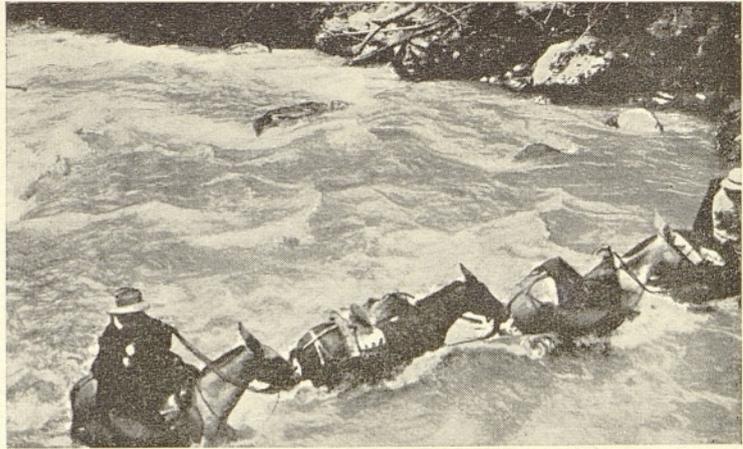
(Schluß folgt.)

Umschau.

In Ostafrika über eine Million Katholiken. Nach den zuletzt bei der Apostolischen Delegation in Mombasa eingelaufenen Berichten zählt Britisch-Ostafrika jetzt 1.086.385 Katholiken. Das bedeutet für das verflossene Jahr einen Gewinn von 50.000 Seelen. Auf die acht der Delegation unter-

stehenden Gebiete verteilt, ergibt sich im einzelnen das folgende Bild: In Kenya und Sansibar wohnen 70.106, in Uganda 442.448, in Tanganjika 232.687, in Nyassaland 91.290, in Nordrhodesia (Bangweolo) 73.627, im Englisch-Ägyptischen Sudan 14.068, auf den Seychelleninseln 24.424,

Spanische Karmeliten durchwaten einen Fluß in Südamerika. — Es ist eines der gewöhnlichen Bilder aus dem Missionsleben der Apostolischen Präfectur Uraba in Colombia (Südamerika). Zwei spanische Karmelitenmissionäre sind gerade im Begriff, den reißenden Rio Antazales zu durchqueren. Uraba liegt in der Nordwestecke von Südamerika gerade dort, wo die schmale Landzunge von Panama beginnt. 18 auswärtige Missionäre teilen sich mit 38 einheimischen Ordensleuten in die apostolische Arbeit. (Fides.)



auf Mauritius 137.735 Katholiken. Läßt sich in mohammedanischen Gebieten, vor allem im Sudan und längs der Küste, nur ein langsame, mühevolles Vordringen feststellen, so gestalten sich die Fortschritte im Innern, vor allem in Uganda, um so glänzender. Von den 300.000 Taufbewerbern Ostafrikas treffen auf Uganda allein 137.000. Von den insgesamt 77 einheimischen Priestern gehören 3 zu Kenja, 46 zu Uganda, 19 zu Tanganjika, 9 zu Mauritius. Von den vier neuerrichteten unabhängigen Missionen geht Turuyu, eine Abspaltung von Tanganjika, an die Weißen Väter, Ndanda, eine Abzweigung von Peramiho, an die bayrischen Benediktiner von St. Ottilien, Kodok im Sudan, von Khartum losgelöst, an die Patres von Verona, schließlich Dodoma in Tanganjika an die italienischen Passionisten über.

Missionsflugzeug und Kostenersparnis. Mival North (Südafrika). — Zeit- und Geldersparnis bedeutet die Verwendung von Flugzeugen in der Mission. Als Beweis mögen die folgenden Zahlen aus der Praxis des Aeroplans dienen, den die Schweizer Katholiken der Apostolischen Präfectur Gariap in Südafrika zur Verfügung gestellt haben. Den Weg von Mival North nach De Nar, zu Land eine Strecke von 321 Kilometer, legte das Flugzeug in einundviertel Stunden zurück. Der Missionär konnte nach Erledigung seiner Aufgabe noch am gleichen Tage zurückfahren mit einem Kostenaufwand von 40 Mark. Für die gleiche Reise benötigt man mit der

Bahn bei der schlechten Verbindung vier Tage: Kostenpunkt 100 Mark, dazu das Essen und Schlafabteil! Mit dem Auto beansprucht die Fahrt drei Tage und kostet 70 Mark. Ein anderer Fall. Dr. Battis von dem Missionshospital Umlali sollte im Missionskrankenhaus Mival eine dringende Operation vornehmen. Der Landweg von 112 Kilometer, zu dem das Auto drei Stunden braucht, wurde vom Flugzeug in 20 Minuten zurückgelegt. Eine Stunde nach dem Anruf konnte der Arzt bereits das Operationszimmer betreten.

Katholische Zeitschrift in Siamesisch. Rajburi (Siam). — „Maximmavai“ (Zugend) betitelt sich eine neue siamesische Zeitschrift, die in ihrer ersten Nummer bereits von den hiesigen Salesianern hinausgegeben wurde. (Fides.)

Den 47. Leoparden erlegt.

Tiefe, nächtliche Stille herrscht in dem Kongodorf Bokahata. Hinter den Hütten wurden die Büsche fachte beiseitegezogen, und aus dem Dschungeldickicht schlich verstoßlen der Leopard. In der Dichtung an der Dorfecke stand er jetzt und emvog die Möglichkeiten eines feinen Schmaußes. Laftmäßig geht der Schweif auf und ab. Die Witterung warmen Ochsenblutes bläht seine Mäflern, aber die früher gewonnene Erfahrung hatte ihn belehrt: die Ochsen stehen wohlgedeckt in ihren Ställen aus starken Baumstämmen. Ein Hund könnte zum Berräter werden, eher als eines der Stalltiere, aber kein Wächter für Haus und

Hof streift in dieser Nacht umher. Plötzlich lauscht er und steht still. Ein Geräusch in der Umfriedung, ein paar Schritte entfernt, erregt seine Aufmerksamkeit. Es folgt der erschreckte Schrei einer Ziege. Auf den Bauch gebückt, wedelt er zum Bambuszaun hin. In einem Augenblick ist er drinnen. Aber hier trennt ihn eine dichte Reihe hoher Bambusstäbe von seinem leckeren Mahl.

Tut nichts. Den Kopf auf der Erde, arbeitet er hurtig mit den Pfoten und sucht sich einen unterirdischen Gang unter dem Hindernis zu graben. Da stutzt er jäh. Ein Licht flammt auf außerhalb des Zaunes, und ein schreckliches Geräusch ist zu hören. Geschmeidig schwingt sich die blutdürstige Raze zurück nach der Richtung, aus der sie eingedrungen. Umsonst, es gibt keinen Ausweg mehr: der Leopard ist in der Falle. Er läßt sich auf die Erde nieder und liegt da wie tot, nur die Augen flackern unheimlich zum Licht hin. Jetzt durchzittert ein Wutgebrüll die Luft: ein Speer, geschickt durch den Bambus geworfen, hat den Hals des Raubtieres durchbohrt. Es wirft sich gewaltsam zurück, wobei sein Blut nach allen Seiten spritzt; noch ein krampfhaftes Zucken und es liegt verendet. „Das ist Nummer 47!“

Die Stimme gehörte einem, der die Wand wegräumte, um zur Beute zu gelangen.

Tatsächlich war es Anton's 47. Leopard. Sie wurden nicht alle am gleichen Ort oder auf gleiche Weise erlegt. Anton war seinerzeit viel herumgekommen und ist seines Zeichens ein Jäger. 33 Pardel waren unter seinen Augen zusammengebrochen. Das 47. Opfer streifte noch frei in der Umgegend der katholischen Mission Bokahata umher. Aber seine ungebeten Besuche sind zu häufig und gar zu nahe der Knabenschule. Nun ist auch dieser Leopard Anton's Beute geworden.

Unser Anton ist erster Katechist der Mission Bokahata im Belgisch-Kongo. Vor 60

Jahren wurde er in einem Winkel des Bezirks geboren. Mit 17 Jahren, so erzählt er selbst, wanderte er mit den Eltern aus nach der Heimat der Mutter. Der Tod eines Verwandten vier ihn zum Begräbnis zurück. Aber bald ging er wieder fort, diesmal mit seinem Weibe. Sie kamen nur bis zum Ort Luanga am Lulonga-Flusse; da ward er von Sklavenhändlern aufgegriffen und als Sklave verkauft, zehnmal gekauft und verkauft; mit jedem neuen Herrn wechselte er auch den Ort, immer aber ging es stromabwärts. So kam er über Bondo, Bobangi, Boholele, While bis nach Bonja. Dort ward er eines Tages nach dem Kai geschickt, um Waren zu holen. An Bord eines Dampfers der Französischen Kongo-Mission traf er einige Landsleute. Sie standen im Dienst der Missionäre, die zum Verkauf von Sklaven und um ihrer Bekehrung willen in die Gegend gekommen waren. Die Landsleute berichteten, wie gut sie behandelt würden, und rieten ihm, auch in den Dienst der Priester zu treten. Er wurde angenommen und kam so zur Mission Liranga in Französisch-Kongo. Zuerst als Hausdiener verwendet, lernte er später das Grob schmiedehandwerk.

Auch seinen Katechismus lernte er ausgezeichnet, und bald konnte er anderen Unterricht erteilen. So wurde er Katechist, und heute ist er Hauptkatechist in diesem Teil der Mill Hiller Kongo-Mission. Wird er vom Unterrichten müde, so bittet er um einen kleinen Erholungsurlaub.

Er nimmt seine Flinte herunter, läßt sich Erlaubnis erteilen, 50 Kugeln zu kaufen, und macht für drei oder vier Wochen einen Jagdausflug. Leoparden erlegen ist nur ein Zeitvertreib für ihn. Weit und breit ist seine Geschicklichkeit bekannt. Wird ein Dorf von einem solchen nächtlichen Räuber heimgesucht, so ist seine Hilfe höchst willkommen. Zurzeit ist er also bei Nummer 47 angelangt. (Fides.)

Der Fischer von Karange.*

Von Josef Albert Otto, S. J.

(Fortsetzung.)

„Maschallah, ein Löwenjunge!“ meinte Dumboma, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte. „Wird sich der Sultan freuen

über einen solchen Sklaven! Aber schau, da nimmt er die Kleine ja auf den Arm! Scheint, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollen.“

* Verlag Herder, Freiburg im Breisgau.

Nachdruck verboten.



Ein Gottesdienst vor der Hedwigskirche in Berlin. (Atlantic.)

So war es in der Tat. Das Fieber, die Gluthitze der Sonne, die fast senkrecht über ihnen stand, der quälende Durst und die grausamen Schläge mit der Mißpferdpeitsche brachten sie der Ohnmacht nahe.

Sie war nicht die erste, die erschlaffte. Schon eine ganze Anzahl Frauen und Kinder waren hingestürzt und rissen die Mitgefesselten zu Boden. Hagel dicht sausten die Peitschenhiebe und Stockschläge, um die Armisten wieder vorwärts zu treiben. Wer nicht mehr weiterkonnte, wurde losgebunden und blieb mit durchschnittener Kehle im Sande liegen. —

Die Gegend wurde immer öder. Das spärliche, sonnenverbrannte Gras lag am Boden und zerfiel beim Berühren zu Staub. Selten nur unterbrachen mageres Gebüsch und verkrüppelte Bäume die weite, braune Fläche. Hin und wieder tauchte in der Ferne ein Keigelberg aus der Ebene empor, auf dessen Felsenklippen riesige Euphorbien, Armluchtern gleich, in die Lüfte starren.

Bleiern und schwer lag die staubige, hitzeflimmernde Luft über der trostlosen Ode. Mit tausend glühenden Pfeilen stach die Sonne auf die spröde, rissige Haut der Sklaven, und der heiße Atem brannte wie Feuer und dörrte Mund und Kehle aus. Die Lippen sprangen auf. Die Zunge wurde holzig und hart. Kein kühler Lusthauch wehte, um die Bequälten zu laben. Unaufhaltsam schleppeten sie sich voran. Die Peitsche der Treiber und die Angst, gebunden den wilden Tieren in der Wüste ausgeliefert zu werden, hezte sie weiter und ließ die Niedergestürzten sich innerer wieder erheben.

Von Tag zu Tag wurde die Karawane kleiner. Hunderte waren dem Tode schon zum Opfer gefallen. Ihre Leichen zeichneten den Weg und lockten zahllose Hyänen und Geier heran.

Auch mit Dessalo ging es dem Ende zu. Daringo fühlte es deutlich, wie sie schwächer und magerer wurde. Heute sollte ihr letzter Tag sein. Auch sein Gang war nicht mehr

frisch und aufrecht. Bumboma sah das nur sehr unwillig. Auf jeden Fall wollte er den Knaben gesund zur Küste bringen, um ihn dem Sultan zu schenken. „Aber diese kleine Katze“, knirschte er, „krallt sich an dem Jungen fest, bis auch er zusammenbricht. Besser das Mädchen verlieren als beide! — He, Selim! Schlag die Kleine tot und laß sie im Sande liegen. Die Hyänen haben schon lange gefastet!“

Der Angeredete, ein Araber, dem die Grausamkeit wie ein Kainzeichen auf der Stirne stand, machte sich grinzend ans Werk. Kein Flehen, kein Weinen half. Der rotbärtige Araber hatte kein Herz. Ein Stein saß in seiner Brust. Der Knabe schlug um sich, um seine Schwester aus den Händen der Mörder zu retten. Aber alles war eitel. Man packte ihn, schnürte ihm die Hände auf den Rücken und stieß ihn mit Kolbenstößen und Fußtritten voran. Immer und immer wieder schaute er sich um, wenn ihm auch die Peitsche um die Ohren knallte. Noch einmal winkte Dessalo von ferne, dann stürzte sie wie tot zu Boden.

„Dessalo, liebes, süßes Schwesterlein!“ hauchte Daringo. Das Herz wollte ihm vor Weh zerspringen. „O Dessalo, Dessalo, mein kleines Vögeltchen, leb wohl!“

In der stahlgrauen Luft kreisten die Geier, Totenvögel mit riesigen Schwingen. Sie hatten die Beute erpäht und schwebten mit schmeren Flügelschlägen nieder. Immer enger zogen sie die Kreise, bis sie sich auf den Boden niederhockten. —

Dem furchtbaren Tage folgte eine furchtbare Nacht. Daringo war wie zerschmettert. Müdigkeit und unsagbares Herzeleid schloß ihm die Augen, die vom Weinen wie Feuer brannten. Aber der Schlaf bot keine Erquickung. Unruhig wälzte er sich hin und her. Es war ihm, als höre er ein leises Weinen und Hilferufen. „Daringo, Daringo! Hilf! Sieh doch die schrecklichen Vögel! Wie sie da im Sande hocken und mich anstarren! Wie sie das Gefieder sträuben und mit den Flügeln zucken! O sie kommen, sie kommen! Daringo, Daringo!“ Er aber konnte nicht. An einen Baum hatte man ihn gebunden. Näher rückten die Geier, duckten und wiegten die nackten Hälse und knackten mit den krummen Schnäbeln . . . und jetzt, jetzt . . .

o Mutter, Mutter! Daringo schrie auf — und erwachte. Ein markerschütternder Schrei hatte ihn geweckt — ein Kreischen und Heulen und Lachen wie das Gelächter von Wahnsinnigen.

„Die Hyänen lachen über Dessalo“, zischelte ihm eine Stimme ins Ohr. Daringo fuhr zusammen und blickte sich um. „Muanga, du?“ leuchte der Knabe. Und ehe sich der Spötter versah, hatte Daringo die meterlange Kette, die seine beiden Hände verband, um Muangas dünnen Hals geschlungen und zerzte und schnürte so heftig, daß dem Scheusal Augen und Zunge aus dem Kopfe quollen. Daringo hätte ihn erdroffelt, wäre nicht ein Araber, den der Lärm geweckt hatte, zu Hilfe gekommen. Einige zwanzig Peitschenhiebe waren die Strafe. Aber auch Muanga hatte genug. Am folgenden Tage brach er zusammen. Bumboma war froh, ihn los zu sein. Daringo hatte man einen Strick um den Hals gelegt und damit an den Sattel von Bumbonas Pferd geknüpft. Dumpf und schweigend schritt Daringo einher. Sein Herz blutete aus tausend Wunden. Es war zu viel für den Knaben gewesen. Seine Seele umdüsterte sich mehr und mehr. Ein unstillbarer Haß setzte sich in ihm fest gegen den Mann, der seine Schwester den Hyänen und Geiern zum Fraße vorgeworfen hatte. Haß und nichts als Haß waren seine Gedanken, und wären seine Augen Dolche gewesen, Bumboma säße nicht mehr so höhnisch lächelnd im Sattel. —

Nach einer Woche traf die Karawane, kaum noch einhundertfünfzig Mann, an der Küste ein. Die Mangrovwälder boten eine gute Zuflucht vor den Kanonenbooten der Deutschen und Engländer. Eine arabische Dau, die schon seit einiger Zeit in einer kleinen Bucht vor Anker lag, nahm die Sklaven auf. In dem untersten Schiffsraum, ohne Licht und Luft, wurden die Neger zusammengesperrt wie eine Herde Vieh. Dann ein Kommando, ein Stampfen und Rollen, und das Schiff fuhr mit vollen Segeln hinüber zur Sklaveninsel Pemba — einem jammervollen Schicksal entgegen . . .

6. Zur Küste.

In Gedanken versunken stieg Fumbo den Berg hinunter den Mare entlang. Er durch-

schrift die Ebene und trat in den Urwald am Den. Bald lichtete sich das Dunkel des Urwaldes wieder, und vor ihm breitete sich endlos die Savanne. Rüstig holte er aus. Es galt ja die Rettung seiner Kinder, und in der Brust des schwarzen Mannes brannte die Sehnsucht nach seinen Lieblingen.

Er merkte gar nicht, wie ihm seit dem Verlassen des Urwaldes drei schwarzbraune, sehnige Gestalten durch das meterhohe Gras folgten. Der Kriegsschmuck verriet sie als Massai, die auf dem Kriegszug waren.

Auf einmal spürte Fumbo einen furchtbaren Stoß im Rücken, daß er stolpernd zu Boden fiel. Vier eiserne Fäuste hielten ihn nieder, während zwei andere seine Hände mit Stricken fesselten. Das alles war so plötzlich geschehen, daß Fumbo überhaupt nicht an Gegenwehr dachte. Kein Wort kam über seine Lippen. Der Stolz hieß ihn schweigen. Die Massai gehörten nämlich zu seinem Erzfeinde, dem Häuptling Meschuggo. An der Farbe und den Zeichnungen der Schilde hatte er sie erkannt.

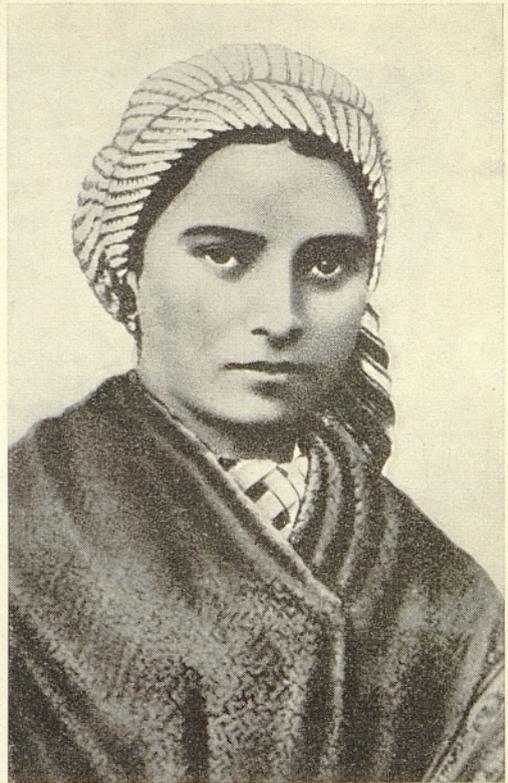
Nach geraumer Zeit sah Fumbo Rauchsäulen hinter den Büschen emporsteigen. Es war das Lager der Massai. Ein schmaler Pfad, der an einem kleinen Brunnen vorüberführte und in der Mitte scharf nach links abbog, brachte ihn in den Kraal.

Gewaltiger Lärm erhob sich bei Fumbos Anblick. Kinder drängten sich heran, Weiber steckten die Köpfe aus den Rindensellhütten, und die Krieger schlugen sich vor Freude auf die Knie und suchten mit den Lanzen.

„He, da kommt der Häuptling der Massai-affen!“ So werden nämlich die Wadschagga von den Massai genannt, weil sie viele ihrer Gebräuche nachahmen.

„He, jetzt werden wir den Oberaffen spießen!“

Auf den Lärm hin trat aus der Häuptlingshütte Meschuggo, ein junger Mensch, wohl um Kopfeslänge größer als Fumbo, umgeben von seinen Beratern. Man sah ihm die Freude über den glücklichen Fang seiner Krieger an. Schon vor Jahren hatte er versucht, in das Gebiet von Kilema einzufallen. Aber Fumbos Leute jagten die Massai mit blutigen Köpfen in die Ebene zurück. Jetzt schien Meschuggo wieder auf dem Kriegsfuß zu sein; denn sämtliche Krie-



Die selige Bernadette Soubirous, die im Alter von 14 Jahren 18mal der Erscheinung der Gottesmutter gewürdigt wurde, wodurch Lourdes seinen Ruf als Weltwallfahrtsort erhielt. In diesem Jahre feiert die Gnadenstätte ihr 75 jähriges Jubiläum. (Atlantic.)

ger prangten in phantastischem Kriegsschmuck. Das Gesicht war umrahmt von einem Straußenfederkranz, über den Schultern flatterte ein weißer Mantel mit roten Streifen, vorn hing ein Ziegen- oder Affensfell, im Gürtel steckten Messer und Keule, die Rechte hielt eine blitzende Lanze, und die Linke ruhte auf dem grell bemalten Schild, der auf dem Boden stand. So nahmen die wilden Gestalten ringsherum Aufstellung.

„Seit wann umkreist der Häuptling der Affen das Lager der Massai?“ begann mit äherndem Spott Meschuggo.

Fumbo biß sich auf die Lippen, und sein Blut geriet in Wallung. Am liebsten hätte er dem jungen Frechling eine derbe Antwort gegeben. Aber nein! Fumbo würgte den Zorn hinunter. Er durfte Meschuggo

nicht reizen. Vielleicht ließ ihn der Massai wieder ziehen, wenn er von dem furchtbaren Schicksal der Wadschagga gehört hatte. Was mochte dem Massai überhaupt nach einigen Jahren des Friedens die Kriegslanze in die Hand gedrückt haben? Fumbo mußte nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte.

„Ne, hat dich die Angst stumm gemacht?“ fuhr Meschuggo ihn an. Fumbo schwieg immer noch. Sollte er von dem Überfall der Sklavenjäger erzählen, und daß er nicht auf dem Kriegspfade gegen die Massai sei? Würde Meschuggo ihm glauben? Würde er ihn ziehen lassen? O ja, die Kinder! Alles mußte er versuchen. Es fiel zwar schwer, den verhafteten, oft besiegten Feind demütig um Gnade und Freiheit zu bitten. Aber es schien der einzige Weg. Feindeshaß rang mit Kindesliebe.

„Meschuggo“, hub Fumbo an, und seine Stimme klang fest und stark, aber doch so flehend und bittend, daß die Massai stutzten. „Meschuggo, Häuptling der Massai! Seit wann überfallen deine Krieger einen wehrlosen Wanderer, um ihn zu fesseln und zu knobeln? Höre! Über die Wadschagga ist großes Leid gekommen. Sklavenjäger zogen von der Küste herauf und raubten Weiber und Kinder. Da habe ich mich auf den Weg gemacht, um meine Kinder zu suchen.“

„Ha“, lachte Meschuggo, „hätte nicht gedacht, daß Fumbo so lügen kann! Du ein wehrloser Wanderer? Ein Spion bist du und kamst, unser Lager auszukundschaften. Antworte! Wo waren gestern deine Krieger? Wolltest du uns nicht beim Morgenrauen überfallen?“

Fumbo war überrascht und entgegnete: „Meschuggo spricht wahr. Wir waren auf dem Kriegszug gegen die Massai.“ Ein drohenbeses Gemurmel lief durch die Reihen, und es war äußerste Klugheit geboten, wollte er nicht die Feinde noch mehr reizen.

„Hört mich, ihr Männer!“ fuhr Fumbo mit lauter Stimme fort. „Hinterlist hat uns betrogen und gesagt, die Massai hätten unsere Herden geraubt.“

„Schweig!“ herrschte Meschuggo ihn mütend an, und die Augen der Krieger blickten finster. „Ich weiß alles. Denn ich habe

Freunde unter deinen Leuten, Freunde, die ich nicht mit Stockschlägen, sondern mit Bombe belohne!“

„Stockschläge?“ dachte Fumbo, und eine dunkle Ahnung stieg in ihm auf. Sollte Muanga dahinter stecken und die Massai aufgehetzt haben, um ihn so von der Verfolgung der Sklavenkarawane abzuhalten? — Ja, so war es. Muanga schickte alle Wadschaggakrieger den Berg hinunter, um das Dorf in die Hände der Sklavenjäger spielen zu können. Dann hatte er den Massai gesagt, daß die Wadschagga gegen sie zu Felde zögen, und einige Massaihäupter beobachteten den Zug in der letzten Nacht und brachten Meschuggo die Nachricht von der Umkehr der Feinde. Meschuggo sandte dann neue Späher aus, weil er eine Kriegslist fürchtete, und diese Späher sungen Fumbo in der Steppe. Es war gar nicht anders möglich, Fumbo mußte für einen Spion gehalten werden. Und daß er statt der Lanze einen langen Wanderstab trug, vermehrte nur den Verdacht.

„Lebe wohl, Dessalo, Sonnenvögelchen! Lebe wohl, Daringo, mein kleiner wackerer Bursche! Euer Vater wird euch nicht wieder sehen. Wenn Muanga hier im Kraal war, dann ist Fumbo verloren. Niemals wird Meschuggo mir glauben. Lebt wohl, Kinder! Rua sei euch gnädig!“ so sprach Fumbo zu sich und erwartete das Urteil des Massaihäuptlings. Jetzt, da er Frau und Kinder verloren, was lag ihm da noch am Leben!

„Häuptling der Affen“, begann Meschuggo wieder, nachdem er sich leise mit den Beratern besprochen hatte, „ich wollte dein Herz zum Ziele meiner Lanzen machen. Aber dich töten, hieße dich ehren. Doch die Massai ehren die Affen nicht. Sklave sollst du sein und jeden Morgen mit den Weibern Wasser hosen!“

Händeklatschen und Beifallrufe begrüßten das Urteil. Ein Wächter wurde Fumbo gegeben, der ihm die Füße mit einem kurzen Strick zusammenband, so daß der Gefesselte nur ganz kleine Schritte machen konnte.

Jetzt war Fumbo Sklave — wie seine Kinder. —

(Fortsetzung folgt.)